

VII MEDIENPÄDAGOGIK

Dieter Baacke und Hans-Dieter Kübler (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Konzepte und Erprobungen.- Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1989, 365 S., DM 136,-

Die Diskussion um die Leistungen und Nachteile quantitativer bzw. qualitativer Sozialforschung hat noch nichts an ihrer Aktualität verloren. So scheint es auch nicht verwunderlich, daß im Bereich der qualitativen Medienforschung ein Buch erschienen ist, das nach Auffassung der Herausgeber als Zwischenbilanz qualitativer Medienforschung zu verstehen ist, wobei besonderer Wert auf ein Erfassen der Komplexität der Kommunikationssituation, und auf eine komplexe Methodenkombination gelegt wird. In dem zweigeteilten Reader stellen mehrere Autoren neuere Konzepte und Ergebnisse qualitativer Medienforschung durchweg gut lesbar dar.

Besonders hervorzuheben ist die Darstellung von Kübler, mit der der erste Teil "Theoretische Konzepte" beginnt. Kübler bietet einen ausführlichen Überblick über die theoretischen Ansätze der Kommunikationsforschung, der durchaus der Orientierung gelten kann, und aus dem er den Disput zwischen 'empiristisch' und hermeneutisch orientierten Sozialwissenschaftlern zu Beginn der achtziger Jahre begründet. Aus den Mängeln, die Kübler bei den dargestellten kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen aufdeckt, leitet er die folgenden Prämissen ab: Qualitative Medienforschung muß erstens der Subjektivität von Kommunikation Rechnung tragen, zweitens die Untrennbarkeit der Kommunikation von ihrer sachlichen Substanz und ihren situativen Gegebenheiten berücksichtigen, drittens das Individuum als Untersuchungssubjekt anerkennen, und schließlich eine eigene Methodologie entwickeln. Allgemein gehalten ist auch der Aufsatz von Fabris, der auf die zunehmende Bedeutung der Begriffe 'Informationsgesellschaft', 'Weltgesellschaft' und 'Alltagskommunikation' in den Kommunikationswissenschaften verweist, und daraus die Notwendigkeit einer Neuorientierung besonders in Bezug auf die verwendeten Methoden herleitet. Thematisch etwas spezieller wird Baacke. Er stellt einen sozialökologischen Ansatz vor, der verschiedene Dimensionen berücksichtigt: die tektonische Struktur (z.B. offener vs. geschlossener Raum), die interaktive Struktur (z.B. aktive vs. passive Zuschauer) und Strukturen der Steuerung (z.B. jede Form von Netzwerken). Aufgrund dieser Komplexität muß die reine Medienforschung zur Kommunikationsforschung werden. Besonders interessant ist Baackes Ablehnung gegenüber einem Methodenmonismus. Er plädiert für die Integration qualitativer und quantitativer Methoden, nicht zuletzt mit dem Ziel eine inter-methodische Überprüfung zu ermöglichen. Die folgenden Aufsätze beleuchten spezielle Methoden qualitativer Medienforschung: Bucher und Fritz plädieren für die Durchführung von Kommunikationsanalysen anstelle von Inhaltsanalysen.

Am Beispiel der Presseberichterstattung wird dargestellt, wie Kommunikationsanalysen Text und Kontext zum Untersuchungsgegenstand machen, und wie somit die Einbettung der Berichterstattung in einen Gesamtzusammenhang berücksichtigt werden kann. Sander und Vollbrecht befassen sich kritisch mit dem Stellenwert der biographischen Methode in der Medienforschung: Es bedarf keiner eigenen Medienbiographieforschung, da die Medien integrale Bestandteile unseres Alltags sind, und somit von der Biographieforschung berücksichtigt werden müssen.

Im zweiten Teil werden "Projekterträge und Fallstudien" dargestellt. Auffallend ist, daß bis auf zwei Ausnahmen nur über Untersuchungen mit Kindern und Jugendlichen referiert wird. Wenn auch die Herausgeber vorwegnehmen, daß es trotz ihrer Bemühungen nicht gelang das breite Spektrum aller Medien und aller Rezipientengruppen abzudecken, stellt sich hier die Frage nach dem Warum. Lassen sich qualitative Methoden nicht auf Erwachsene anwenden, da sie zu zeitintensiv sind? Können nur Kinder und Jugendliche untersucht werden (die gute Eignung qualitativer Verfahren hierzu soll nicht angezweifelt werden), so stellt sich die Frage nach auf die Gesamtbevölkerung übertragbaren Erkenntnissen. Ist der Forschungsprozeß für die Untersuchten zu zeitintensiv oder zu anstrengend, so zählt auch das Argument der Repräsentativität anhand 'typischer Fälle' nicht mehr: dann können nur noch Personen mit besonders großem Interesse und großem verfügbaren Zeitbudget untersucht werden.

Soweit zu den Überlegungen zur Auswahl der Ergebnisdarstellungen. Ein kurzer Überblick über die einzelnen Projekte soll jedoch nicht fehlen. Neumann und Charlton beobachteten Kinder in Spiel- und Mediensituationen, die sie dann in acht Schritten, dargestellt an Beispielen, auswerten. Bachmair präsentiert die Aufarbeitung von Fernsehsendungen in Gesprächen von Kindern untereinander; dabei stellt er in den Vordergrund, daß Forschung nicht medienzentriert sein darf, sondern auch Realitätsdeutung ist. Mit dem Medienkonsum von Jugendlichen befassen sich weitere vier Beiträge: Luger stellt Auszüge aus und Deutungsversuche zu drei narrativen Interviews vor, die besonders im Hinblick auf einen zeitlich extensiven Fernsehkonsum ausgewählt wurden. Bruder und Stempel zeigen Einflüsse des Computers auf die Entwicklung des Denkens, der Emotionalität, sozialer Beziehungen und geschlechtsspezifischer Unterschiede in Jugendkulturen. Aktive Medienarbeit als Interaktionsprozeß in der Gruppe (in diesem Falle eine Videoproduktion) haben Theunert und Schorb untersucht: Eindrücke und Weltansichten sind durch Bilder einfacher wiederzugeben als durch die stark abstrahierende Sprache (z.B. die Auspuffgase eines Autos als Zeichen der Umweltverschmutzung). Mit dem 'Wechselspiel', der Integration von Filmerlebnissen in eigene Erfahrungen und Interessen und der 'Synthesisfunktion' der Medien, d.h. dem Entstehen eines neuen Ganzen durch das Zusammenwirken von Me-

dien- und Alltagserfahrungen, beschäftigt sich Voß-Fertmann anhand eines konkreten Fallbeispiels. Nun zu den beiden oben angesprochenen Ausnahmen: Möller schlägt vor, Spielhallen, die auf großes öffentliches Interesse stoßen, ohne jedoch empirisch untersucht zu sein, in Bezug auf ihr Inventar und ihre 'medienerzeugten Sozialraumkonstruktionen' zu untersuchen. Melchers erfaßt Phänomene der Benutzung von Videorecordern, die er dann einer sehr eingängig, ja zum Teil amüsant geschriebenen Typisierung von Video-Benutzern zugrundelegt.

In bezug auf die Aufarbeitung des Forschungsstandes handelt es sich hier zweifelsohne um ein gelungenes Buch: durchweg sehr genau recherchiert, mit ausführlichen bibliographischen Angaben, gut gegliedert und besonders die Artikel im Teil I bieten über ihre jeweiligen Themen informative Überblicke, zum Teil auch mit Hinweisen auf einschlägige Zeitschriften und Werke. Abgesehen von der bereits oben angesprochenen Kritik an der Auswahl der Ergebnisdarstellungen, hat es sein Ziel einer Zwischenbilanz zumindest für qualitativ orientierte Medienforscher und Interessierte erreicht. Fraglich bleibt jedoch, ob sich der quantitative Saulus, z.B. die Verfasserin dieser Rezension, durch die Bemühungen der Autoren zum qualitativen Paulus bekehren läßt. Dazu mangelt es den empirischen Umsetzungen zu sehr an Überzeugungskraft.

Beatrix Broda-Kaschube